

Im frühen und hohen Mittelalter bestanden zwischen Dänen und Nordwestslawen, die im Süden der Ostsee siedelten, enge Beziehungen. Das ist nicht verwunderlich angesichts der geringen Distanz zwischen den Küsten. Historische Nachrichten berichten von friedlichen Kontakten, die sich im Handel, in den bekannten skandinavisch-slawischen Emporien und in engen politischen Beziehungen bis hin zu Heiraten zwischen Eliten ausdrückten. Die Gesellschaften beiderseits des Meeres waren sich in vieler Hinsicht ähnlich – seeorientiert, kriegerisch, lange widerspenstig gegenüber der christlichen Mission. Gewalttätige Konflikte waren ebenfalls an der Tagesordnung, in Form gegenseitiger seeräuberischer Überfälle und regelrechter Kriegszüge. Die dänischen Angriffe der Waldemarzeit auf die slawischen Küstenländer führten in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zur zeitweiligen Oberherrschaft der Dänenkönige über große nordwestslawische Gebiete. Auch jagte, verkaufte und missbrauchte man einander als Sklaven; so berichten Chronisten wie Saxo Grammaticus († nach 1216), Helmold von Bosau († nach 1177) und die Hagiographen Bischof Ottos von Bamberg († 1139).

Archäologisch sind die Kontakte gut belegt – schon vor der Entstehung der Emporien im 8. Jahrhundert gibt es skandinavische Funde im Süden der Ostsee. Die Emporien waren dann vom ökonomischen Austausch zwischen Slawen und Skandinaviern geprägt, der auch nach dem Niedergang der Seehandelsplätze nicht abbrach – zahlreiche Schmuck- und Trachtstücke sowie Waffenfunde illustrieren die Beliebtheit nördlicher Sachkultur zwischen Ostholstein und Vorpommern, insbesondere zur Statusdemonstration slawischer Eliten. Boots-, Schwert- und Kammergräber künden von der Faszination, die die Kultur der Skandinavier auf die nördlichen Westslawen ausübte. Im Gegenzug überschwemmte slawische Keramik – oder zumindest von slawischer Töpferkunst beeinflusste Tonware – seit den Jahrzehnten um 1000 als sogenannte Ostseeware große Teile des skandinavisch geprägten Ostseeraums, übertraf ihre Qualität doch die traditionellen Produkte des Nordens.

Mit einem besonders interessanten Aspekt dieser Beziehungsgeschichte beschäftigt sich die Archäologin Anna Elisabeth Jensen im vorliegenden Buch, das auf das im Wesentlichen bereits 2000/01 durchgeführte Forschungsprojekt verschiedener dänischer Museen „Freunde und Feinde. Die dänisch-wendischen Verbindungen in der Wikingerzeit und im Hochmittelalter“ zurückgeht. Thema ist die slawische Besiedlung der süddänischen Inseln Lolland, Falster und Møn sowie des südlichen Teils von Seeland, die durch einige Ortsnamen slawischen Ursprungs – etwa sieben Siedlungs- und gut 50 Flurnamen – auf den südlichen Eilanden angedeutet wird. Es geht um Stätten wie „Tillitse, Ulitse, Revitse und Kuditze [...], Kobelitze [...], Corselitze [...] und Binnitse“, ferner „um Naturnamen wie Billitse Holme (grasbewachsene Inseln) und ‚gorke‘ (kleiner Berg, Hügel) [...] oder ‚glinke‘ (Ort, an dem Lehm oder lehmiger Boden geholt wird)“ (S. 169). Die Namen, meistens im 13. Jahrhundert erstmals schriftlich dokumentiert, sind offensichtlich slawischen Ursprungs, aber nicht genauer datierbar. Es sind nach onomastischen Forschungen „rein slawische Schöpfungen“ und ihre Erhaltung „veranschaulicht, dass die slawische Sprache ausreichend großen Einfluss gehabt haben muss, um sich allgemein durchzusetzen“; das südöstliche Dänemark sei „eine eigenständige dänisch-slawische Sprachregion“ gewesen (S. 189). Die Erklärung dieses Namenniederschlags beschäftigt die Forschung seit Langem. Er ist auch für Jensen „der Ausgangspunkt der Untersuchung über die slawische Besiedlung der Inseln“ (S. 35).

Sie untersucht das Thema interdisziplinär, wobei archäologischen Funden eine besondere Bedeutung zukommt; es sei „selbstverständ-

Anna-Elisabeth Jensen: Freunde und Feinde. Dania Slavica. Südseeland, Lolland-Falster und Møn in der Wikingerzeit und im Hochmittelalter. Aarhus: Aarhus University Press 2023. ISBN 978-87-7219-320-5. 352 Seiten, Farb- und S/W-Abbildungen, DKK 399,95.

lich möglich, Unterschiede in der materiellen Kultur herauszufiltern, in denen sich ethnische Unterschiede oder andere kulturgegebene Gruppenzugehörigkeiten äußern“ (S. 31). Auf der Grundlage eines Fundstellenkataloges schreibt sie eine ausführliche und instruktive früh- und hochmittelalterliche Siedlungsgeschichte des betrachteten Gebietes inklusive der Burgen, Wege, der Sperrwerke in Fjorden, der Runensteine und anderweitiger Kulturlandschaftselemente, immer unter besonderer Berücksichtigung der Orte mit slawischen Benennungen. Auch der bekannte Werftplatz des 11. Jahrhunderts am Bach Fribrødre Å im Norden Falsters, in dem man slawische Bezüge erkennt, findet Berücksichtigung „als Ausdruck der friedlichen Koexistenz zwischen Dänen und einwandernden slawischen Schiffbauern“ (S. 242). Zahlreiche Karten illustrieren die Siedlungsmerkmale. Die dabei erkannten Siedlungsmuster setzt sie mit jenen im Süden der Ostsee zwischen Ostholstein und Vorpommern in Beziehung, insbesondere auf den Inseln Fehmarn und Rügen. Der Vergleich ergibt allerdings keine hinsichtlich der Fragestellung weiterführenden Ähnlichkeiten oder Unterschiede. Eine entscheidende Differenz zwischen den Ländern im Süden und im Norden der Ostsee hätte die Autorin freilich noch besser herausarbeiten können: Die slawische Siedlungslandschaft bei den Nordwestslawen ist von der zweiten Hälfte des 8. bis in das 12. Jahrhundert durch eine große Menge von Burgwällen geprägt, die ganz überwiegend als Residenzen und Machtinstrumente der Stammesherrschaften dienten. Das war auf den dänischen Inseln zur Wikingerzeit anders – es gibt viel weniger Wehranlagen, die meistens wohl refugialen Charakter besaßen, und was Jensen ansonsten Befestigungen nennt, gehört erst in die Zeit entwickelter Feudal- und Königsherrschaft ab dem 12. Jahrhundert.

Interessant ist indessen, dass die slawisch benannten Orte auf den dänischen Inseln stets auf guten Böden liegen, die seit der Vorgeschichte besiedelt waren. „Es handelt sich also nicht um eine Einwanderung in ein unbesiedeltes Gebiet, sondern entweder um eine Eroberung oder um eine politische oder wirtschaftliche Vereinbarung über die Ansiedlung“ (S. 157). Leider sind „archäologische Untersuchungen von wikingerzeitlichen und hochmittelalterlichen Siedlungen mit slawischen Namen [...] im Grunde nicht durchgeführt worden“ (S. 89), womit die Aussagemöglichkeiten der Studie von vornherein eng begrenzt sind. Es wäre sicherlich sinnvoll gewesen, dies im Rahmen des Projektes „Freunde und Feinde“ zu ändern, um über Bekanntes hinauszukommen. Die Binnenstruktur von dänischen und nordwestslawischen Siedlungen unterschied sich so stark (etwa große Pfosten- versus kleinere Block- und Flechtwandhäuser, ebenerdige Speicher gegenüber Vorratsgruben, vorhandene oder fehlende Gehöftgliederung), dass sich daraus zahlreiche Erkenntnisse zur Thematik hätten ableiten lassen. Immerhin gibt es einige Detektor- und Oberflächenfunde von den slawisch benannten Plätzen, die allerdings nichts Spezifisches erbracht haben.

Bemerkenswert ist insbesondere der Mangel an Buntmetallschläfenringen mit S-förmigen Enden nicht nur an den betreffenden Orten: „Im Untersuchungsgebiet wurde kein einziger Schläfenring gefunden“ (S. 192f.). Solche waren ein bei den Slawen vom späten 10. bis frühen 13. Jahrhundert überaus populärer Schmuck, der als eine Art „Leitfossil“ spätslawischer Kultur betrachtet werden kann. Diese Ringe wurden nur oder zumindest fast ausschließlich von Slawinnen getragen, waren sehr zahlreich, in der Standardausführung nicht allzu wertvoll, gelangten nicht selten in Gräber und gingen oft auch in Siedlungen verloren. Wenn die hier betrachteten süddänischen Fundplätze trotz Metalldetektorprospektion keinerlei Schmucksachen dieser Art geliefert haben, dann spricht das gegen slawische Besiedlung zumindest unter weiblicher Beteiligung im betreffenden Zeitraum. Es gibt aus Jensens Arbeitsgebiet hingegen einige Messerscheidenbeschläge slawischer Art, die allerdings

kein Alleinstellungsmerkmal darstellten, sondern auch – wenngleich weniger zahlreich – bei den Sachsen und Dänen Verwendung fanden. „Messerbeschläge aus Blech können daher kaum als Argument für eine slawische Präsenz dienen“ (S. 229).

Ausführlich geht die Autorin auf Keramik ein, die nicht nur auf den hier betrachteten Fundplätzen, sondern fast überall der Ostseeware entspricht. Sie verweist mithin auf slawische Importe, Einflüsse oder auch lokale slawische Produzenten. Ostseeware ist spätslawische Gurtfurchenware, die allerdings in Skandinavien einige eigene Gefäßformen aufweist. Das ist aber – wie bereits hervorgehoben – nicht nur für Lolland, Falster, Møn und Südseeland, sondern für viel größere skandinavische Gebiete charakteristisch. Es spiegelt den keramischen Technologie- und Stiltransfer von Süd nach Nord wider. Wie Jensen richtig darstellt, ist diese Tonware also nicht ohne Weiteres für ethnische Fragestellungen heranzuziehen.

Die Autorin stellt alsdann die schriftlichen Quellen zusammen, die allerdings keine näheren Informationen zu einer etwaigen slawischen Bevölkerung im hier betrachteten Gebiet bieten. Interessant sind Mitteilungen Saxos über besonders enge Beziehungen der Bewohner von Falster und Lolland zu jenen der Slawenküsten: beispielsweise pflegten erstgenannte „dem Feind vorab Bescheid zu geben, wenn ihr eigenes Land [ihn] angreifen wollte“ (S. 74), und 1158 trafen König Waldemar der Große (1131–1182) und Erzbischof Eskil von Lund († 1181) Vorkehrungen, Feldzugspläne gegen Rügen auf Lolland und Falster erst spät bekannt zu machen, da man von dort aus Verrat an die Slawen fürchtete. Außerdem sieht Jensen in einem oder mehreren im 12./13. Jahrhundert mehrfach erwähnten Großen mit möglicherweise slawischen Namen, Gnemer (von Genemovir, S. 239), ferner eines Chocel beziehungsweise Ketil (S. 239), „Spuren eines bedeutenden slawischen Geschlechts“ (S. 76) oder „Adelsgeschlechts“ (S. 262) auf Falster. Ein von Saxo genannter Gnemer Falstring sprach offenbar slawisch und hielt sehr enge Verbindungen zu den Slawen. Schon die Namensdeutung ist aber unsicher, erst recht der Schluss auf slawische Herkunft des so benannten Menschen; gerade Personennamen vermitteln sich leicht über ethnische und Sprachgrenzen hinweg an die Nachbarn, ohne dass auch ihre Träger wandern. Beispielsweise wird über den dänischen Königsnamen Waldemar diskutiert, ob er vom ostslawischen Fürstennamen Wladimir/Wolodymyr abgeleitet ist oder die gegenseitige Beziehung auf der anderen Seite ihren Ausgang nahm.

Im Ganzen sind die Ergebnisse der Studie also bescheiden: „Ohne die slawischen Ortsnamen [...] ließe sich eine dauerhafte slawische Besiedlung auf den Inseln archäologisch nicht beweisen“ (S. 256). Archäologische und historische Zeugnisse enger Beziehungen zwischen den Nordwestslawen und den Dänen im Allgemeinen gibt es zwar im Überfluss, aber diese bekannten Befunde sind für die konkrete Fragestellung, ob, wann und unter welchen Umständen slawische Gruppen die Inseln besiedelten, eher bedeutungslos. Sie stützen auch nicht Jensens Schluss, „die slawischen Siedlungsnamen“ seien „ein Beweis dafür, dass zumindest die sieben Namengeber der Siedlungen auf Lolland und Falster über genügend Status und Macht verfügten, über ein ganzes Dorf zu herrschen“, ähnlich wie „die lokalen Herrscher mit dem Namen Gnemer“ (S. 190). Für eigenständige slawische Herrschaftsbildungen in Dänemark, und seien sie nur auf unterer Ebene, liefert die Studie keinen Beleg.

Immerhin spricht das allgemeine historisch-archäologische Bild auch nicht unbedingt gegen den onomastischen Schluss auf slawische Niederlassungen im Norden. Die Autorin stellt verschiedene Überlegungen zu deren Erklärung an: Flucht aus den von Glaubenskampf, Aufständen und Eroberungskriegen zerrütteten nordwestslawischen Gebieten, Zuwanderung „als Teil des Gefolges eines der zahlreichen slawischen Herrscher [...], die mit den dänischen wie den slawischen Fürstenhäusern verwandt waren“ (S. 230), infolge einer „Eroberung“ oder einer „politische[n] oder

wirtschaftliche[n] Vereinbarung zur Ansiedlung von Slawen“ (S. 236), vielleicht auch als „unfreie Kräfte“ oder „durch die Belehnung von Gebieten auf den Inseln durch einen slawischen Herrscher“ (S. 243). Das ist aber doch alles ziemlich vage; das Ortsnamenrätsel bleibt letztlich ungelöst. Vielleicht sollte man stärker in Betracht ziehen, dass auch Ortsbenennungen in einer kulturellen und wirtschaftlichen Kontaktzone über Sprachgrenzen hinweg vermittelt werden können, ohne dass das mit Migration von Bevölkerungsgruppen einhergehen muss. Die Autorin hebt selbst hervor, dass die Inseln eine Art Grenzland, „die dazwischenliegende[n] Inseln in der westlichen Ostsee“ (S. 262), bildeten.

Auch ohne bahnbrechende Ergebnisse erfüllt das Buch jedoch den Zweck, die Problematik facettenreich zu beleuchten und den Forschungsstand umfassend darzulegen. Das gelingt Jensen gut, insbesondere in ihrem engeren Arbeitsgebiet. Der Blick auf den slawischen Raum bleibt hingegen lückenhaft und oft auch oberflächlich. Das ist einerseits nachvollziehbar, kennt sich die Autorin doch in ihrer Region besser aus als in den Vergleichslandschaften. Es überrascht andererseits angesichts der gewählten Thematik, in der den Verhältnissen in den Herkunftsgebieten der vermeintlichen Zuwanderer natürlich eine zentrale Bedeutung zukommt. So setzt die Autorin ihren Betrachtungszeitraum um das Jahr 750 an, da sich zu diesem Zeitpunkt „die frühesten Zeugnisse einer slawischen Besiedlung südlich der Ostsee mit Sicherheit dokumentieren“ ließen (S. 10); es sei „unwahrscheinlich, dass im nördlichen Ostseeraum slawische Siedlungen entstanden, bevor welche an der südlichen Ostseeküste gegründet wurden“ (S. 37). Tatsächlich belegen Jahrringdaten die dortige slawische Besiedlung aber bereits im frühen 8. Jahrhundert, und die Einwanderung ist im letzten Drittel des vorangehenden Säkulums anzusetzen. In der Stammesstruktur der Nordwestslawen lag die Macht keineswegs nur in der Hand der heidnischen Priester (S. 49). Letztere mussten diese mit weltlichen Großen – von Häuptlingen bis hin zu Fürsten – teilen, was gerade auch auf Rügen sehr gut nachzuhalten ist. Die „Sorben in Brandenburg östlich von Berlin“ (S. 29) leben tatsächlich in den Lausitzen, und die polnische Piastenherrschaft entstand nicht „im ostslawischen Gebiet“ (S. 49), sondern ist ein Kapitel der westslawischen Geschichte. „Unter den slawischen Stämmen nördlich und südlich des Heiligen Römischen Kaiserreichs“ brach der Autorin zufolge im Jahre 983 „ein koordinierter Aufstand gegen die Missionierung und gegen Kaiser Otto II. aus“ (S. 57). Es gab jedoch gar keine slawischen Stämme südlich des Reiches, also in Italien. Der hier gemeinte Lutizenaufstand fand vielmehr im Gebiet des heutigen Nordostdeutschland statt. Die slawischen Bewohner Rügens (S. 60) hießen auch nicht „die Rügen“, sondern Ranen, Rujanen oder allenfalls Rügenslawen. Ein sächsisches Heer hätte im Jahre 1164 vergeblich versucht, „die dänische Flotte bei Peene zu treffen“, da es keinen Ort dieses Namens, wohl aber einen Fluss gibt (S. 65). Ebenso ist die Darstellung Jensens irreführend, Adam von Bremen († 1081/85) erwähne Wolin (Wollin) viermal (S. 161). Der Chronist spricht lediglich von einer Metropole namens Iumne (Jumne). Deren Gleichsetzung als Vineta mit der Dievenowstadt ist zwar durchaus wahrscheinlich, geht aber nicht ohne Weiteres aus dem Text hervor. Dass „der deutsche Kaiser [...] durch eine regelmäßige Einwanderung von deutschen und holländischen Siedlern eine Germanisierung und Christianisierung der Gebiete der Wagrier und Polaben“ verstärkte (S. 62), erscheint als grobe Vereinfachung, denn der Landesausbau mit angeworbenen Neusiedlern wurde von regionalen Gewalten dezentral getragen.

Der Erklärungsversuch für fehlende Hausbefunde auf einigen dänischen Siedlungen – dort hätten Blockhäuser mit nur geringem Bodeneingriff gestanden, wie das „südlich der Ostsee mit Sicherheit der Fall“ sei (S. 88) – kann ebenfalls nicht überzeugen, denn nordwestslawische Blockhaus-Siedlungen bieten unter anderem in Gestalt lang-ovaler Gru-

ben sehr wohl Relikte der Gebäude. Es ist auch unzutreffend, dass „in den slawischen Gebieten südlich der Ostsee [...] hauptsächlich slawische Burganlagen“ untersucht worden seien, während „nördlich der Ostsee mehr ländliche Siedlungen und Schatzfunde verzeichnet wurden“ (S. 177). Die Anzahl ausgegrabener und auch publizierter offener slawischer Siedlungen in Nordostdeutschland ist vielmehr mittlerweile unüberschaubar; dasselbe gilt für die im Rahmen der Detektorarchäologie ständig vermehrten Schatzfunde. Ob die alte These unterschiedlicher Bootsbautraditionen im Süden und Norden des Meeres – Verwendung von Eisennieten versus Holzdübeln – Bestand haben kann (S. 185), ist übrigens sehr fraglich, nachdem eiserne Schiffsniete in großer Zahl auch bei Booten, in Gräbern und Siedlungen im slawischen Gebiet in Erscheinung getreten sind. Diese vielfach publizierten Befunde hat die Autorin nicht berücksichtigt. Das gilt auch für die Schwert-, Kammer- und Bootsgräber auf Rügen, Usedom und auf dem ostmecklenburgisch-vorpommerschen Festland, die faszinierende Beispiele für nördliche Einflüsse oder auch indirekt vermittelte Traditionen über die Ostsee hinweg darstellen. Hoffentlich nur ein Übersetzungsfehler ist die Darstellung, die Keramikgruppen nach Ewald Schuldt (1914–1987) seien „aus“ Menkendorf, Vipperow usw. (S. 212); jedoch sieht die Autorin den ergänzenden Typ Warder nach Torsten Kempke tatsächlich als Tonware an, „die möglicherweise der Warderburg im östlichen Holstein zugeordnet werden kann“ (S. 215). Das Emporium von Ralswiek auf Rügen mit eigentümlich unkonkreten Begrifflichkeiten wie „Standort“, „einzig regulärer Küstenort auf Rügen“ (S. 179) und „Anlegestelle“ (S. 249) zu umschreiben, wird der herausragenden wirtschaftlichen Rolle dieser Stätte nicht gerecht.

Die dänische Urschrift des Buches ist durch André Wilkening komplett ins Deutsche übersetzt worden, wofür sehr zu danken ist. Die Übertragung ist gut, wenngleich nicht immer ganz geschickt, und ein Fehlerlektorat ist leider unterblieben. Das Werk ist hochwertig gedruckt und ansprechend gestaltet. Hervorzuheben ist außerdem die gelungene Bebilderung, zu der archäologische Funde, Monumente und Befunde, aber auch reizvolle Landschaftsaufnahmen und instruktive historische Lebensbilder gehören.

Prof. US Dr. hab. Felix Biermann
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Sachsen-Anhalt, Landesmuseum für Vorgeschichte
Richard-Wagner-Straße 9, D-06114 Halle (Saale)
fbiermann@lda.stk.sachsen-anhalt.de
Uniwersytet Szczeciński
Instytut Historyczny
ul. Krakowska 71–79, PL-71-017 Szczecin

Rezension

Die 2009–16 durchgeführten Ausgrabungen auf dem Lübecker Stadthügel zwischen Marienkirche, Markt und Trave wurden früh unter das Schlagwort „Gründungsquartier“ gestellt. Trotz intensiver Grabungsbegleitung aller Bodeneingriffe war es zuvor der Lübecker Stadtarchäologie noch nicht gelungen, qualifizierte Siedlungsbefunde des mittleren 12. Jahrhunderts zu erfassen, die den relativ ausführlichen Schriftquellen zur frühen Stadtgeschichte den zu erwartenden archäologischen Background geben konnten. Auch eine Großgrabung 1985–91 unmittelbar westlich der Marienkirche, im „Kaufleuterviiertel“, hatte lediglich umgelagerte Spuren früherer Bebauung und Geländedenutzung erbracht, und in ausschnittshaften Grabungen am Traveufer hatte sich zuvor das Bild der „Gründungsstadt“ von 1143 ebensowenig geklärt.

Die überaus große Befunddichte an frühen Holzbauten in der Großgrabung „Gründungsquartier“ weckte schon in den Vorberichten höchste Erwartungen. Mit diesen drei schwergewichtigen Bänden liegt der erste Teil der Abschlusspublikation vor, schon drei Jahre nach Ab-

Manfred Schneider (Hrsg.): Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsquartier, 1: Die Siedlungsgeschichte. 3 Bde. im Schuber. Lübeck: Schmidt-Römhild 2019. 807 Seiten, 487 Seiten, 12 Beilagen. ISBN 978-3-7950-5253-9, € 89,90